Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 197 (1924)

Artikel: Die Reise nach Schwarzenburg
Autor: Tavel, Rudolf v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-654574

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Reise nach Schwarzenburg.

Von Rudolf v. Tavel.

Ältere Leute erinnern sich noch einer Zeit, da vernünftige Dienstboten, wenn sie eine Stelle suchten, ihrer Bewerbung beifügten: „Es wird mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn gesehen." Das kommt heute nicht mehr vor. Man ist genügsamer geworden und beansprucht nur noch gute Behandlung (worunter erstens hoher Lohn und zweitens Freiheit von jeglicher Behandlung zu verstehen ist). Also damals war's — da schrieb die schöne junge Frau Leontine Doxat an ihre mütterliche Freundin, Frau Dorothea Dufresne in Bern, folgenden Brief:

„Riedburg, den 20. März....

Liebe Tante!

Wie ich höre, suchst du auf Ostern eine neue Kammerjungfer. Ich nämlich auch. Da du in der Stadt wohnst, wird es dir kaum an Anmeldungen fehlen. Würdest du, wenn eine kommt, welche dir für mich geeignet scheint, sie mir schicken, vorausgesetzt natürlich, daß du versorgt seiest. Meine Bedürfnisse kennst du ja. Da wir im Sommer viel Visiten haben, wäre ich froh über eine, die im Zimmerdienst recht gewandt ist. Und wenn sie daneben auch einmal für die Köchin einspringen könnte, so gäbe ich einer solchen den Vorzug. Weiter ist nichts nötig. Ein wenig das Glätten verstehen sollte sie freilich schon. Und in den Handarbeiten sollte sie bewandert sein. In Zeiten, wo sie die Köchin vertritt, hätte sie dann auch den Hühnerhof zu besorgen und den Krautgarten. Die Wäsche natürlich gehörte vor allem zu ihren Aufgaben. Und wenn sie mir die Kinder ein wenig abnähme, damit ich mehr zum Lesen käme, so wäre mir sehr gedient. Es sollte eine sein, die Freude hat an den Tieren; du weißt ja, was wir zeitweise für eine Menagerie haben. Natürlich kein Ganggel, aber doch auch nicht eine Suurchabisstande. Von gutem Charakter und guter Gesinnung, wegen den Kindern, aber lieber keine, die in alle Versammlungen läuft. Ich hätte gerne eine, weißt du, so von dem Genre, wo mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn sehen. Aber ich bezahle gern, was recht ist. Also gelt, du weißt, was ich ambitioniere. Vielen Dank zum voraus. Deine Leontine.

P. S. Das Pöstli bezahle ich, wenn eine sich vorstellen kommt. Du mußt ihnen das sagen, gelt?"

Es müßte also eigentlich eine sein „für alles", sagte sich die erfahrene Frau Dorothea, und zwar eine Perle. Sie lächelte vor sich hin und schrieb in ihrer Antwort unter anderem: „Ich werde dir alle schicken, deren ich habhaft werden kann, denn ich traue mir's nicht zu, genau das zu treffen, was dir konveniert."

Auf ergangene Ausschreibung hin präsentierten sich bei der wohlangesehenen Frau Dorothea Dufresne an der Kramgasse am festgesetzten Tage allerhand Jungfern, alte und junge, große und kleine, dicke und dünne, lustige und säuerliche, Edelsteine und gewöhnliche Märmel. Manche wurden als Spreu in den Wind geschüttelt, aber den präsentableren wurde eine Fahrt nach dem Herrenhause zu Riedburg empfohlen.

Also geschah es denn, daß selbigen Tages mittags ein Uhr der gelbe Postwagen nach Schwarzenburg — die einzige Fahrgelegenheit in die Nähe von Riedburg — mehr Jungfrauen um sich versammelt sah, als sonst zu geschehen pflegte. Als der Postillon, ein junger, gesunder Mann mit hellen Augen und kurzgeschnittenen Backenbärtchen, wie sie damals die eidgenössischen Obersten trugen, die Briefsäcke herbeischleppte, schien er nicht wenig erstaunt. Er hatte schon auf der Zunge, zu sagen, das Giritzenmoos liege noch weit hinter Schwarzenburg, besann sich aber eines Bessern, da man ja nicht wissen konnte, ob nicht irgendeine hochmögende Person in dieser Versammlung sei. Mit raschem Blick zählte er die Häupter und erklärte, jetzt müßte man halt luege. Wenn jemand neben ihm auf dem Kutschbock vorlieb nehmen wollte, so brächte man fünf Personen unter. Nun musterten sich die Reiselustigen gegenseitig, als ließen sich Vorrechte an Gestalt und Mienen ablesen. Unter ihnen befand sich ein einziger Mann. Er war von ansehnlicher Figur und trug auf seinem stattlichen Bäuchlein eine aus Haar geflochtene Uhrkette und am Goldfinger seiner schweren linken Hand zwei Eheringe, was von den Reisegefährtinnen sehr bald bemerkt und als untrügliches

Zeichen des Witwerstandes erkannt wurde. Dieser Herr nun erhob unter eigentümlichem Zwinkern mit den Augen als Pfarrer von Schwarzenburg Anspruch auf den Sitz neben dem Postillon, worauf dieser mit nicht minder eigentümlichem Augenzwinkern erklärte: „Nit, nit, Herr Pfarrer, es schickt sich nicht wohl, daß geistliche Herren auf dem Kutschbock durchs Land fahren." Dem bebescheidenen Herrn wurde vielmehr der Ehrensitz rechts rückwärts im Innern angewiesen, worüber er nicht einmal besondere Genugtuung bekundete. Für den Rest der Gesellschaft sollte nach des Postillons Urteil die Einschreibeliste entscheiden. Wer nicht mehr Platz fand, mochte seine Reise auf morgen verschieben. Und er las: „Jungfer Susanna Bölsterli." Auf diesen Anruf trat eine wohlbeleibte Person hervor, die sich dem Gedächtnis dadurch am besten einprägte, daß sie gar keinen Hals besaß. Ihr sanftes Haupt saß so dicht auf den Schultern, daß man von ihrer umfangreichen Brosche nur den untern Rand unter dem Kinn hervorblinken sah. Im Gegensatz zu diesem rundlichen Fahrgast zeigte die hernach aufgerufene Jungfer Julie Ledermann in allen Teilen etwas Tannenhaftes, alles, Nase, Kopf und was darunter steht, verlief nach oben spitz, nach unten ausschweifend. Auch das Feierliche des Tannenbaumes fehlte nicht, und die Breitästigkeit ging sogar bis in die niedergeklappten Augenlider. Dann kam eine behäbige Bauersfrau aus der Farneren bei Riedburg an die Reihe und zum Schluß Jungfer Anna Barbara Leuenberger, ein brauner Krauskopf von zierlicher Gestalt. Sie stand schüchtern in Begleit einer ziemlich derb aufgerichteten Person und richtete fragende Blicke auf diese. Als sie von ihr mit den Worten: „So geh halt in Gottes Namen und stell' dich brav!" vorgeschoben wurde, erwiderte sie mit wohlklingender Stimme: „Ich könnte ja wohl auch warten bis morgen, Gotte, wenn Ihr nicht mehr Platz findet in dem Wagen." Darauf erhielt sie zur Antwort: „Du Evi, so kommt man nicht durchs Leben. Man muß sich dazu halten, wenn man eine Handhebi zu fassen kriegt. Wer nicht ellböglen lernt, muß seiner Lebtag z'hinderist hinter dem Haufen herumtrappen und hat alleweil die Absätze der Vordern auf seinen Zehen."

Der Herr Pfarrer von Schwarzenburg, der seinen Platz schon bezogen hatte, rief aus dem Wagen heraus: „Wenn's sein muß, so könnten wir schon noch ein wenig zusammenrücken. Dann kann die Frau Gotte hier neben mir Platz nehmen, und das Fräulein sollte zwischen uns nicht zu kurz kommen," worüber Jungfer Ledermann ihre tannichte Nase nicht wenig rümpfte. Der Postillon kam ihr zu Hilfe, indem er erklärte: „Das geht nicht. Wenn noch eine Hand breit Raum bleibt, so müssen wir den sparen für die Frau Pfarrer." Und mit einem wahren Schalksgesicht fügte er, gegen den sehr verwundert dreinschauenden Herrn gewendet, fort: „Ihr werdet es ja wohl wissen, daß sie in Niederscherli einsteigen will?"

Sonderbarerweise wiederholte daraufhin der Herr Pfarrer seinen Wunsch, zum Postillon auf den Bock zu steigen. „Wir könnten dann gemach unsere Pfeifen rauchen, Postillon, und die Damen wären ungestört unter sich."

„Ihr störet uns gar nicht, Herr Pfarrer", versicherte Jungfer Bölsterli, während Jungfer Ledermann sich vergeblich klar zu machen suchte, wie nun auf einmal zu dem Mann mit den beiden Ringen und der Haarkette eine Frau Pfarrer komme und warum er wohl lieber auf dem Bock seine Pfeife rauche, als neben seiner Frau Eheliebsten, die er offenbar seit mindestens gestern nicht mehr gesehen, die Heimreise zu vollenden.

Dem allem schnitt der Postillon mit dem ganzen Gewicht eines verantwortlichen Kapitäns den Faden ab, indem er den Kutschenschlag zuschmiß und sagte, es sei nun des Gestürms genug, das Meitschi als jüngster Fahrgast komme zu ihm auf den Bock.

Die Gotte erhob beide Arme. Man wußte nicht recht, was sie damit wollte. Jedenfalls begehrte der Postillon nicht, es zu wissen, denn er rief allen Zurückbleibenden im strengsten Dienstton zu: „Di angere lade mer de morn." Damit stieg er auf, setzte sich neben die Anna Barbara Leuenberger und holte, die Zügel fassend, das blinkende Horn vom Haken herunter. Und während die Enttäuschten der abrollenden Kutsche mißvergnügt nachblickten, rief er mit übermütigem Fanfarenstoß das ganze gwundrige Weibervolk der Kramgasse sonn- und

schattseits an die Fenster, als wollte er auskünden: „Seht, man muß es nur anzukehren wissen. Thuriduuh-thuridaah!“

Wer jeglichen Tag seine Straße fährt, hat gut Trompetenblasen. Für andere Menschen, die des Jahres nur ein bis zweimal die Mauern der Stadt verlassen, und wäre es auch nur zu einer Eintagsreise ins Schwarzenburgeramt, haben die ersten Augenblicke nach der Abfahrt etwas Feierliches. Sie laden zum Insichgehen, weiß doch keiner, ob er abends frohgemut und mit heilen Gliedern sich zur Ruhe legen wird. Die Fremde ist kalt und fängt für manchen schon beim Burgernzielstein an. Werd ich's ausrichten? denkt jeder Wanderer, wenn er auszieht. Welchen Rank nimmt es heut mit mir und meinem Leben? Und diese erste Überlegung führt zur zweiten, zur Frage, ob man auch in guter Verfassung und Montur sei, ob man nichts vergessen, daheim alle Schlüssel gedreht und abgezogen. Und dann fährt heimlich die Hand in den Hosenbieter. Es geschieht beinah mit Herzklopfen, bis auf einmal ein ruhig Aufleuchten der Augen verrät, daß er an seinem Ort gefunden sei, der große Reisedietrich, der zum heutigen Vorhaben aufgerundete Geldbeutel. Man hat dieses Vorhandensein zwar schon auf der Schwelle des Zimmers, unter der Haustüre, am Postschalter festgestellt; aber es ist sehr wichtig und beruhigend, zu wissen, daß er noch da ist, der Unentbehrliche. So, und nun hat man endlich auch die richtige Gemütsverfassung, um seine Reisegefährten ein wenig zu mustern. Es soll Reisende geben, bei denen dieses Musterungsbedürfnis tiefinnerlich mit der vorangegangenen Feststellung zusammenhängt; sie wollen erforschen, ob ihre allernächste Nachbarschaft Gewähr dafür biete, daß der Unentbehrliche an seinem Platz bleibe. Andernfalls würden sie es vorziehen, die ganze Reise mit den eigenen Händen im Hosensack oder, wenn sie's in Noten in der Busentasche tragen, mit auf der Brust verschränkten Armen zurückzulegen, was hinwiederum der Verdauung nicht förderlich sein soll.

Zu dieser mißtrauischen Sorte gehörte jedenfalls der Pfarrer von Schwarzenburg nicht. Er ließ seine großen Hände mit sorglos gespreizten Fingern auf den Oberschenkeln ruhen, wo sie von der gegenüber sitzenden Jungfer Julie Ledermann mit den niedergeschlagenen Augendeckeln betrachtet werden konnten. Umsonst suchte sie nach einer Erklärung, wie der Herr Pfarrer in seiner reinlichen Amtstätigkeit zu pechschwarzen Fingernägeln komme. Einmal vom vielen Blättern in geistlichen Büchern konnte das kaum herrühren. In noch größere Verwirrung geriet sie, als sie bemerkte, daß jedesmal, wenn der Herr über seinen Schnauz strich, etwas Schwärzliches aus dieser Manneszier auf die steife Wölbung seiner Hemdsbrust niederrieselte. Eine Schnupftabaksdose kam aber nie zum Vorschein. Nein, es mußte etwas anderes sein, denn einmal, als der Herr Pfarrer sich vorbeugte und durch das Fenster sah, entdeckte Jungfer Ledermann in der

pfarrherrlichen Ohrmuschel reiche Spuren derselben Erscheinung. Er muß wohl gestern Abend sehr lange — vielleicht die ganze Nacht — studiert und nicht bemerkt haben, daß die Lampe rauchte. Der arme Mann schien überhaupt sehr aufgeregt. Immerfort rupfte er an seinem Schnurrbart, und am Mengistorfstutz, das heißt, je mehr man sich dem Dorfe Niederscherli näherte, desto öfter fuhr er sich auch über den Haarschopf. Es konnte kaum noch einem Zweifel unterliegen: der Herr sah dem Zusammentreffen mit der Frau Pfarrerin unfroh entgegen.

Diese Beobachtungen wären nun wohl geeignet gewesen, die Neugierde der Mitfahrenden aufs höchste zu spannen. Sie fragten sich auch wirklich dann und wann, was sie in Niederscherli erleben würden. Allein, die beiden Jungfern waren von näherliegenden Sorgen erfüllt. Kaum hatte Julie Ledermann in Bern gehört, daß Jungfer Bölsterli nach Riedburg fahre, so begann sie sich zu fragen: „Was will die in Riedburg?" Und trotzdem ihre Augenlider so tief hingen, wußte sie mit ihren Blicken neben dem Pfarrherrn auch die Nachbarin in ihr Gesichtsfeld zu ziehen. Susanna Bölsterli aber ließ ihre Augen unverweilt auf Julie Ledermann ruhen und fragte sich nicht minder neugierig: „Was will die in Riedburg?" Und jede dachte von der andern: „Die hat dort nichts zu suchen, sintemal ich nun dort etwas zu suchen habe." Und beide fanden es gleich ungeschickt, daß sie den Weg selbander zurücklegen sollten, maßen ja doch nur eine bei Frau Leontine Doxat Gnade finden würde. Susanna Bölsterli suchte sich zu beruhigen, indem sie einen kleinen Spiegel aus ihrer Ledertasche zog, wo ihre Zeugnisse verwahrt lagen, und ihr rundliches Angesicht betrachtete, was mit eigentümlichen Kreisbewegungen geschah, da in dem kleinen Glas nie beide Mundwinkel, geschweige denn beide Ohren zugleich betrachtet werden konnten. Im Geist fügte sie diese Teilansichten zu einem Ganzen zusammen und fand, daß sie bedeutend mehr Vertrauen erwecken müßte als die tannichte Nachbarin, der man offenbar nur in die Augen blicken konnte, wenn sie ausgestreckt lag, was einer Herrschaft sehr umständlich vorkommen mußte.

Julie Ledermann aber dachte in ihrem Herzen: „Wer wird solchem Spiegelaffen sein Haus anvertrauen! Da bin ich doch ein anderes Bild von Zuverlässigkeit. Mir kann's nicht fehlen. — Übrigens bin ich ohne Zweifel besser auf den Füßen als diese gestopfte Gans. Sie wird nach zehn Schritten außer Atem sein. So gewinne ich Vorsprung und werde die Nachkeuchende weit hinter mir lassen."

Susanna Bölsterli hingegen versprach sich von ihrer eigenen Beweglichkeit einen weiten Vorsprung vor der feierlich schreitenden Rivalin.

Mit dieser gegenseitigen Einschätzung vergnügten sich die Jungfern stillschweigend bis nach Köniz hinaus, während die Bäuerin dachte, aparte kurzweilig seien diese Stadtleute nicht. Wer an solch strahlendem Tag so grämlich ausschaue, den sollte man gar nicht in des lieben Gottes Frühlingspracht hinauslassen.

Wiewohl nun jede der beiden Jungfern von ihren Vorzügen und Tugenden vollkommen überzeugt war, hielten sie es doch für gewagt, sich allein auf diese zu verlassen, und nahmen Bedacht darauf, sich die Konkurrentin vom Leibe zu halten. Da jedoch keine von der andern bestimmt wußte, ob sie auch wirklich nach dem gleichen Brotkorbe trachte, und man sich unversehens eine verhängnisvolle Blöße geben konnte, mußte vorerst die Sachlage sorgfältig ausgeforscht werden. So hub denn die beweglichere Susanna Bölsterli an, die Bäuerin in ihr Netz zu fangen. „Ihr fahrt nach Riedburg?" fragte sie die Arglose.

„Ja, in die Farneren."

„Seid Ihr dort daheim?"

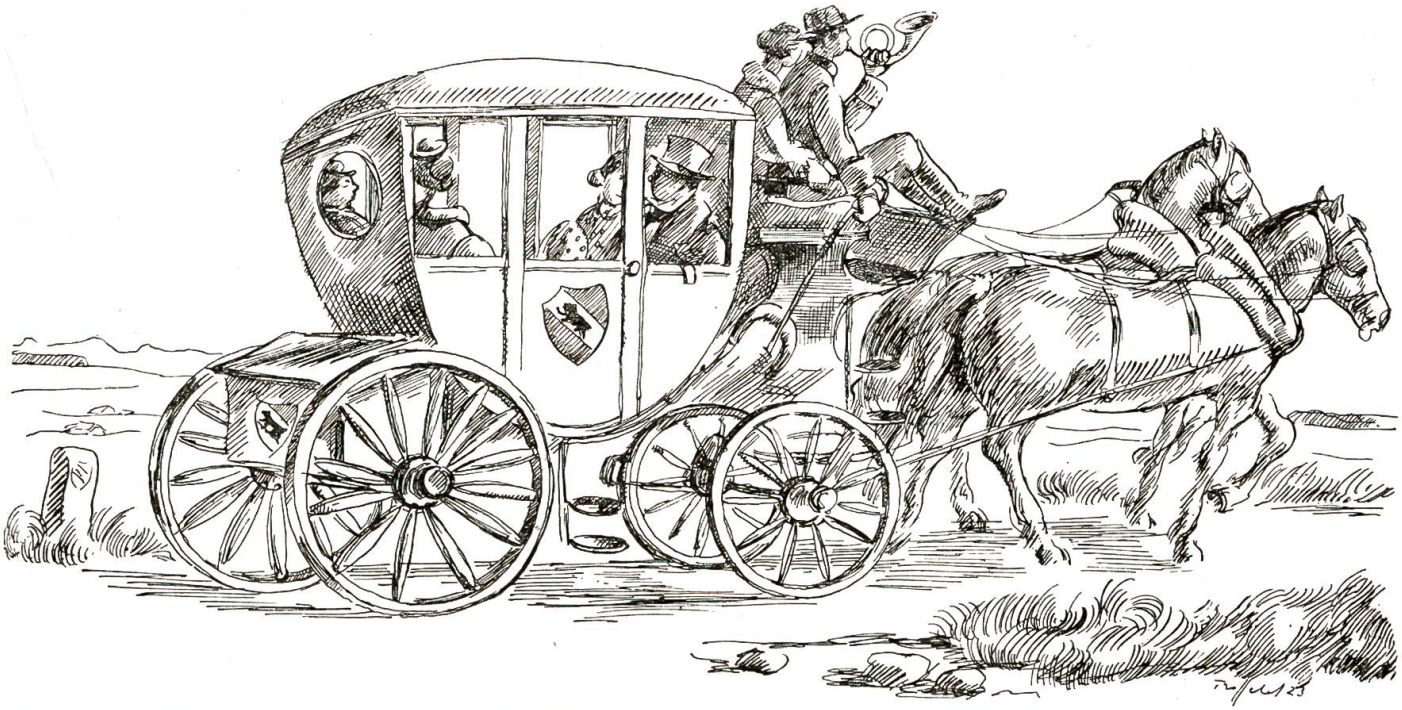
„Ja."

„Da kennt Ihr wohl die Herrschaftsleute vom Schlößli?"

„Ein wenig schon."

„Aha," dachte Julie Ledermann, „da haben wir's ja. Die hat sich nicht übel verraten."

Und nun fuhr unvermutet die Bäuerin fort: „Ihr werdet etwa dort um die Kammerjungferstelle aus wollen?" Da spitzte die Ledermännin ihre Ohren. Man sah es ihr an, obschon keine Nadel an der Tanne sich regte, oder vielleicht war es gerade diese Reglosigkeit, die ihre Neugier verriet. Jungfer Bölsterli überlegte: „Wart' nur, dir will ich's jetzt geben", und antwortete der Bäuerin: „Ei du liebe Zeit! Dazu brauchte wohl eine Mut. Man hört ja erschreckliche Sachen von da oben.



Kein Dienst soll es länger als vierzehn Tage aushalten. Man müsse grusam werchen und habe d's Tüfels Dank. Die Madame sei der wüstist Hünglligürter landauf landab, und daneben sei eine Köchin im Hause, mit der rundweg nicht auszukommen sei."

Die Ledermännin aber verstand diese Geige nicht schlechter zu spielen. Sie dachte: „Häb's, dir will ich helfen," und fiel ganz ungebeten in den Lobgesang ein: „Es müßte eine schon ein armer Züttel sein, wenn sie dort dingete, das habe ich auch gehört. Lieber ginge eins mit den Geißen dem Hag nach, als dort den Hausdienst zu machen. Man höre in Bern Laube auf, Laube nieder, wie das eine üble Leblig sei dort oben."

„Wollte auch ein V i sein!" bestätigte Susanna Bölsterli.

Und so ging es weiter, den ganzen Stutz hinauf. Die beiden Jungfern stampften den Ruf der Frau Leontine Doxat gründlicher in Grund und Boden als die Postschimmel den Kies in die Landstraße, und sie hätten das Geschell auch viel besser auf ihre Sonntagshüte verdient als die Rosse um den Hals.

Die Bäuerin meinte, so schlimm sei es denn doch mit der Herrschaft im Schlößli nicht bestellt, wie die beiden Jungfern wollten glauben machen; aber je mehr sie die Frau Leontine in Schutz nahm und ihre Mitreisenden beruhigte, meinend, sie sollten sich doch durch Gerüchte nicht abschrecken lassen, desto grimmiger trieben's die beiden.

Es ward erst stille, als der Wagen vor der Postablage Niederscherli anhielt und die Bäuerin sagte, sie wolle aussteigen, nach der Farnern habe sie von hier näher als von Mittelhäusern. Sie sagte: „B'hüt ech Gott mitenangere!" und graaggete hindertsi durch das schmale Pförtlein hinaus, so daß sie der vor dem Wagen harrenden Person erst gewahr wurde, als sie schon an ihr vorbei war.

„So," sagte der Postillon zu der Bereitstehenden, „da gibt's ja grad schön Platz neben dem Herrn Pfarrer", warf hinter ihr den Schlag zu und stieg wieder auf den Bock. Der Pfarrer drückte sich, so gut es ging, noch tiefer in seine Ecke, um Raum zu schaffen. Das war aber auch alles, was er an Zärtlichkeit gegen die Frau aufzubringen vermochte. Er grüßte sie nicht einmal, sondern zupfte an seinem Schnauz, strich sich über die Haare und wischte mit den Händen Dinge, die nicht da waren, von den Knien.

Die beiden Jungfern dachten übereinstimmend, da sehe man's gerade, je schöner einer auf der Kanzel vom heiligen Ehestande zu reden wisse, desto rauhbautziger sei er manchmal im eigenen

Hause. Sie waren über den seltsamen Empfang um so mehr verwundert, als die Eingestiegene, eine nicht mehr ganz junge, sehr gut gekleidete Blondine, auch nicht das Mindeste zeigte, was sie unliebenswert gemacht hätte. Beinah' hätten sie beide vergessen, worüber sie eben noch in so großen Eifer geraten. Eine dumpfe Stille brütete in dem engen Kasten, und noch war keiner der Insaßen mit seinen Gedanken zurechtgekommen, als die Kutsche schon wieder hielt. „Postablage Mittelhäusern" stand an einem Hause geschrieben. Der Postillon riß die Türe auf und rief: „Wer nach Riedburg hinauf will, muß hier aussteigen."

Da galt es auf einmal, seine Karten abzudecken, und im Handumdrehen standen die beiden Jungfern draußen vor dem Wegweiser nach Riedburg, diejenige, die vor kurzem noch ausgerufen: „Wollte auch ein Babi sein", und die andere, die versichert, es müßte eine ein armer Züttel sein, wenn sie dort dingete. Jede nuschete etwas im Täschlein, um zu verstehen zu geben, daß es ihr nicht pressiere, und um zu erspähen, ob es der andern etwa um Vorsprung zu tun sei. Da keine Geißen zur Hand waren, mit denen man allenfalls hätte dem Hag nach gehen können, machten sich beide gleichzeitig auf den Weg nach Riedburg, blieben aber schon nach wenigen Schritten wieder stehen und gerieten von neuem ins Werweißen.

Unterdessen war der junge Krauskopf, der bei dem Postillon auf dem Bock gesessen, mitten zwischen beiden hindurch gegangen und stieg frisch den Fußweg hinan, der unter blühenden Obstbäumen durch das leuchtende Goldgefilde von Löwenzahnmatten bergauf führte. Am blauen Himmel zogen weiße Wolken, und die Lerchen schossen hoch in die Lüfte. Thuriduuh! Thuridaah! blies unten auf der blendenden Straße der Postillon, und Anna Barbara Leuenberger antwortete ihm über die blühenden Kronen hinweg mit frohem Winken, während stockenden Ganges zwei dunkle Gestalten weit hinter ihr heraufgekrochen kamen.

Die beiden Jungfern bezogen das übermütige Winken auf sich und wurden unversehens eins, das unverschämte Täschli wollten sie dann bei der Herrschaft schon noch „dürtue". „Hochmut — kommt — vor — dem — Fall", schnuppete Susanna Bölsterli, und „Nume — nid — g'schprängt! Wer zueletscht — la = chet — la = chet — am b = b = besch = te — äh, puh", Julie Ledermann.

Es wanderte sich heute gut, und so trat schon nach einer kleinen halben Stunde Annebäbeli schüchtern und doch heiter blickend vor die im Postwagen so arg zerzauste Frau Leontine. Die Dame hatte nicht an ein junges Mädchen gedacht, sondern an eine „bestandene" dienstgewandte Kammerjungfer. Als sie aber dieses frisch aufgeblühte Wesen vor sich sah, das etwas wie eine bräutlich frohe Stimmung mit in den alten Salon hereinbrachte, ging ihr auf einmal ein Licht auf. Sie fragte sich, ob solch helles, sonniges Wesen nicht mehr noch tauge als die Erfahrungen einer alten geschulten Magd. Um nicht einen Sprung ins Leere zu wagen, zählte sie dem Mädchen die lange Reihe von Pflichten auf, welche es auf sich zu nehmen hätte, und fragte: „Trauet Ihr Euch zu, das alles musterhaft besorgen zu können?"

Da wurde Annebäbeli rot, besann sich, schlug ein paar ehrliche Augen auf und antwortete: „Die Wahrheit zu sagen, kenne ich diese Dinge noch gar nicht, aber ich will mich brichten lassen und mir von Herzen Mühe geben."

Das war ein Versprechen, mehr nicht. Und Frau Leontine mußte sich's einen Augenblick überlegen. Dann aber verspürte sie, daß sie dieses Mädchen nicht wieder von sich lassen konnte, ohne etwas Gutes preiszugeben. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „So sei's! Auf Wiedersehn in acht Tagen!"

Annebäbeli dankte und eilte wie ein Wirbelwind bergab. Unweit des Schlößleins stieß sie auf die beiden Jungfern.

Julie Ledermann, die von Anfang dem Handel nicht getraut und außer Atem war, keuchte: „Bist — abgefahren — Meitschi?"

„Ja", antwortete es, „um daheim mein Trögli zu holen. In acht Tagen kann ich antreten. O, was wird die Gotte sich freuen!"

„So," sagte Susanna Bölsterli, „in acht Tagen? Und in einem Monat kannst dann dein Bündteli wieder schnüren, was gilt's?"

„Ei nun", lachte Annebäbeli, „so schnür ich's. Ob heut oder morgen. Sobald ich da oben entlassen bin, werd' ich ja Frau Postillon." Und weg war's, im Hui durch die blühende Welt, nach der Poststation hinunter. Es verspürte nichts von all

den Bißwunden, die ihm, bergab humpelnd, die beiden Jungfern zu ihrem Trost und Zeitvertreib zudachten.

Unterdessen war der Postillon mit seinem seltsamen Paar in der Kutsche weitergefahren. Der Herr Pfarrer machte einen recht unbehaglichen Eindruck. Er blickte unablässig zum Fenster hinaus und strich den Schnauz. Die Frau Pfarrer aber, die eben nicht seine Frau Pfarrer war, hatte, wie die frühern Mitreisenden, die Haarkette und die beiden Ringe sofort bemerkt und sagte sich: „Der Mann hat Leid erfahren, er hat etwas zu verwinden." Sie wollte ihm Liebe erzeigen und fing an, von dem schönen Frühlingswetter zu reden. Und weil es denn nun ein Pfarrer war, so schickte sich's wohl, dem Gespräch einen Bürstenstrich nach oben zu geben. „Ach, gället, Herr Pfarrer, was uns der liebe Gott doch für einen schönen Frühling geschenkt hat. Man kann nicht dankbar genug sein. Ich muß immer daran denken, wie es so schön im Psalmenbuch steht:

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Tränen
Ihr nicht des Frühlings Blüten seht."

Der Angeredete schien nicht gleich eine passende Antwort auf den tröstlichen Zuspruch zu finden. Es zuckte ihm seltsam in den Mundwinkeln, und er schien seine Stimmung völlig in die Hände zu legen, die er in verlegener Andacht faltete. „Ja, ja," sagte er, „es ist schön — es ist sehr schön." Bei diesem Händefalten fielen nun der Pfarrerin die vernachlässigten Fingernägel auf, und sie dachte: „Der Herr Pfarrer hätte eine Frau nötig." Nach einigem Besinnen fragte sie: „Haben Sie Kinder?"

„Ja, zwei kleine."

„Ach Herrje! — Haben Sie auch jemanden, der ordentlich zu ihnen sieht?"

„Hm, ja, meine Schwester."

„So so? — Gehen sie noch nicht in die Schule?"

Und so ging es weiter in Red und Antwort. Immer mehr, immer mehr wollte die teilnehmende Frau wissen. Und ihr schien, der Mann werde zusehends verlegener. Immer deutlicher gewann sie den Eindruck, es mit einem Vereinsamten zu tun zu haben, dem man beistehen sollte. Und in ihrer Bereitwilligkeit zu einem guten Werk rückte sie immer näher an den Herrn heran. Schließlich streichelte sie ihm die breiten, pflegebedürftigen Hände, was er sich gefallen ließ, bis die Notwendigkeit, sich die Schweißtropfen von der Stirne zu wischen, ihn veranlaßte, ihr die Hände zu entziehen.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte nun der Herr Pfarrer, daß die Frau keinen Ring trug. Er sagte sich: „Das ist eine artige Frau Pfarrer. Wenn sie alle so wären, ginge es wohl recht lustig zu im Bernerland." Zu dieser Erwägung drängten ihn auch die schönen, gefühlvollen Augen der Dame, in die er öfter zu schauen Gelegenheit fand, ohne sich den Hals ausrenken zu müssen.

Plötzlich schmetterte ein kräftiges Thuriduuh, Thuridaah in die Landschaft hinaus.

„Ach herrje!" sagte die gütige Pfarrfrau, „jetzt sind wir schon am Ziel, Herr Pfarrer. Da kommt Schwarzenburg. Ihr werdet froh sein."

„Selb bin ich", sagte der Mann zum Fenster hinaus. „Aber jetzt nähme es mich doch eigentlich wunder, Frau Pfarrer, mit welches Kollegen Frau zu reisen, ich die Ehre hatte."

„Aber, ich bitte Sie, wer sagte Ihnen denn, daß ich eine Frau Pfarrer sei? Ich bin doch Schneiderin zu Mengistorf."

„So so! — Aha, das hat mir wieder einmal der Postillon angereiset, der donners Kerli. Dem will ich! Aber nun nichts für ungut. Nachdem Ihr mich auf der ganzen Fahrt so in Schweiß gebracht, dürft Ihr nun auch wissen, daß ich kein Pfarrer bin. Ihr werdet wohl schon gehört haben, daß man uns Kaminfeger in Bern „Pfarrer von Schwarzenburg" nennt. Und heut' hab' ich davon Gebrauch gemacht, weil ich mir damit einen Platz im Postwagen verschaffen konnte — und — vielleicht noch mehr. Ich meine, wir beiden haben uns auf dieser Fahrt von der Seite kennen gelernt, die man sonst lieber nur den Vertrauteren zeigt. Ich wäre also der Meister Binggeli, hier oben geboren und aufgewachsen, seit Jahr und Tag aber in Bern niedergelassen. Und da ihr so schön zu trösten versteht, Jungfer ..."

„Lüthi", ergänzte sie.

„so ließe es sich doch wohl überlegen, ob wir die Reise durch das Leben nicht selbander fortsetzen sollten."

Der Wagen hielt an. Der Schlag ward aufgerissen, und der Postillon rief: „So, Herr Pfarrer, wir wären daheim."

„Ich will dir's eintreiben", antwortete Meister Binggeli. „Du hast mir heut' warm gemacht; aber diesmal ist es anders gekommen, als du gewollt. — Wann fahret Ihr wieder heim, Frau Pfarrer?"

„Heute abend noch."

„Gut, dann treffen wir uns hier wieder, nicht wahr?"

„Ich denke ja."

So führte denn selbigen Abends in der heraufziehenden duftigen Maiennacht die Schwarzenburgpost zwei glückstrahlende Brautpaare und zwei brave alte Jungfern, die sich getrösteten, einem bösen Dienst entronnen zu sein, nach Bern zurück.

Hochzeit gefeiert haben die beiden Paare selbander. Der Pfarrer zu Wahlern hat sie getraut, weil es zu selbiger Zeit außer den ehrbaren Kaminfegern zu Bern noch gar keine Pfarrer von Schwarzenburg gab. Übrigens soll der Meister Binggeli nachmals erfahren haben, daß seine Frau neben Trostversen auch das Befehlen los hatte, womit ihm recht geschah, sintemal man nie ungestraft Pfarrer spielt.

Ein Kind, das ein Pfund wiegt.

Das leichteste Kindchen, das jemals geboren wurde, soll ein Zwilling sein, der letztes Jahr in einer englischen Familie zur Welt kam. Das winzige Wesen wog bei der Geburt nur ein Pfund, wobei zu berücksichtigen ist, daß ein englisches Pfund nur 453½ Gramm ist. Die Schwester des Zwillings, die 3½ Pfund wog, starb bald nach der Geburt. Der zarte Einpfünder aber entwickelt sich gesund trotz der Tatsache, daß ein Brutapparat für ihn nicht erlangt werden konnte. Das Kleine wird in einer Wolldecke außerordentlich warm gehalten und hat als vorläufige Wiege den Deckel einer Nähmaschine erhalten; es wird mehrmals im Tage in Öl gebadet. Die Füße sind so klein, daß die Schuhe einer kleinen Puppe ihm passen würden. Nach den Mitteilungen der Ärzte ist bisher nur ein Fall bekannt, in dem ein Kind, das mit einem Gewicht von einem Pfund geboren wurde, glücklich durchkam.

Partikular-Witterung des 1924. Jahres.

Aus des berühmten Doktor Hellwigs hundertjährigem Hauskalender, welcher die Witterung durch alle 12 Monate in diesem Jahr nach dem Einfluß des Jupiter also beschreibt: 1924 steht unter der Herrschaft des Jupiter. Die Jupiterjahre sind in der Regel ziemlich gut, doch mehr feucht als trocken; weil aber das kalte Saturnjahr seine Wirkungen noch bis in den Frühling hinein äußert, gibt es gewöhnlich ein spätes Frühjahr, obgleich Jupiterjahre im allgemeinen zu den fruchtbarsten gehören.

Der Frühling ist bis in den Mai hinein kalt und feucht.

Der Sommer ist im Anfang kalt und feucht, in der Mitte gut und gewitterreich und am Ende sehr heiß.

Der Herbst ist durchaus regnerisch.

Der Winter bringt viel Schnee. Zu Ende wird es gelinde.

Januar ist trocken und nicht zu kalt.

Februar im Anfange schön, vom 13. bis 18. Schnee und Wind und bis zum Ende sehr kalt.

März beginnt mit Kälte des Morgens, während es abends taut, am 8. und 9. Schnee und Regen und vom 10. bis 21. kalt.

April ist bis den 9. sehr schön, dann aber veränderlich bis ans Ende.

Mai. Vom Anfang bis zum 22. schönes, warmes Wetter, von da an bis zum Ende trübe und kühl.

Juni ist im Anfang rauh, dann vom 8. bis 21. schön warm, am 21. windig und regnerisch, am 24. Reif, dann warmes Wetter bis zu Ende.

Juli ist anfänglich kühl, vom 9. bis 12. heiß mit kalten Nächten, vom 13. bis zu Ende große Dürre.

August ist anfangs warm, dann unfreundlich bis zum 11. und von da an schön bis zu Ende.

September beginnt mit unfreundlichem Wetter bis zum 10., dann schön bis zum 14., darauf folgen 3 regnerische und 3 schöne Tage, vom 21. bis 25. regnerisch und dann schön bis ans Ende.

Oktober beginnt mit schönem Wetter bis 8., von da an trübe, am 17. fängt es an zu reifen, am 18. friert es.

November beginnt auch mit schönem Wetter bis 7., dann Regen, vom 11. bis 16. Schnee, sodann drei Tage schön, und endlich unfreundlich bis ans Ende.

Dezember fängt mit unfreundlichem Wetter an, das mit Schnee und Nebel bis zum 10. andauert, dann trocken bis zum 18., rauh und kalt bis zum 28., die letzten Tage endlich schönes, helles Wetter.

Ein Held.

A.: „Waren Sie im Kriege großen Gefahren ausgesetzt?" — B.: „Das will ich meinen. Nach jeder Schlacht stand ich auf der Liste der Vermißten."